

KUNST Ét KULTUR

Mai 1999

Von Christoph Schlüren

über das Auskosten der Dissonanz — auch der schärfsten — bis hin zur Integration des Geräuschs: alles ein graduelles Übergehen, keine unvereinbaren Gegensätze. Die ganze Welt der akustisch wahrnehmbaren Erscheinungen als selbstbezogenes System.

Peer Boysens Inszenierung hatte, bei aller Originalität vor allem der die Akte umrahmenden Szenerie und trotz einiger überflüssiger szenischer Garnierung, die Bescheidenheit, sich in den Dienst eines funk-

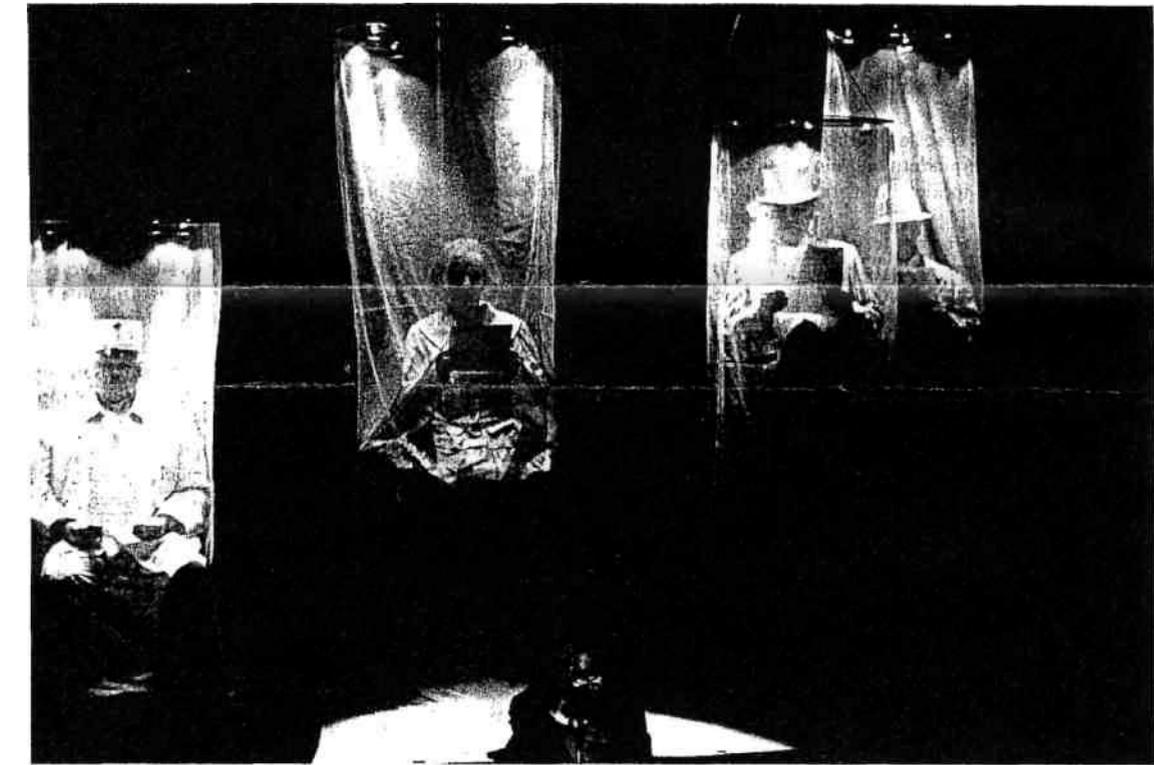
tionsebenen und -qualitäten. Also nicht nur „Wenn die Zeit über die Ufer tritt“, sondern auch *Wenn die Zeit aus dem Ruder läuft*.

Viel intellektuelle Winkelmitvollzüge setzt das Hören seiner Oper nicht voraus, und das hat er denen voraus, die glauben, in einem multimedialen Genre vor dem Publikum beliebig durcheinandergeschichtete, komplexe Bezugssysteme übereinandertürmen zu können, ohne daß dieses sie ganz einfach nicht versteht.

Der dritte Beitrag: „Wenn die Zeit über die Ufer tritt“ vom 1955 geborenen, im Moskauer Neumusik-Leben entscheidend aktiven Vladimir Tarnopolski. Das Libretto Ralph Günther Mohnhaus, dessen ex-trovertiert zur Schau getragene Abneigung gegen den Anachronismus in Gestalt des Narrativen nicht freischiebt von Zeitgeistkonzessionen, ist eine freie Phantasie via Zukunft, ausgehend von Tschechows „Drei Schwestern“.

Der erste Akt spielt 1899, vor der Jahrhundertwende; der zweite 1999, an der Schwelle zum neuen Jahrtausend; der dritte, in näher nicht bestimmter, relativ naher Zukunft, ist ein suizidales *morituri te sa-lutant* — Leben hat keinen Sinn mehr, jeder ist autark monadiert, es ist höchste Zeit, Abschied zu nehmen. Wobei auch dieser Abschied seine Vermittelbarkeit eingebüßt hat. 1899: gesungene Linie, Dialog, Verwebung, Belcanto. 1999: Kürzung der Mittel, Reduktion des Sprachschatzes, Degeneration des Polyphonen, Rock und Minimal music. Das Zukunfts-szenario: Zerhackte Silben, Stagnation, Verharrung, Geräusch schluckt den Klang.

Die musikalische Umsetzung dieses Plans ist fesselnd geraten. Sicher, die Stilmittel als solche sind nicht neu. Aber ihre graduelle Überführung von der postexpressionistischen Gebärde hin zur finalen Geräuschkulisse verliert die Sogkraft nicht — nicht zuletzt dank Tarnopolskis vorzüglicher handwerklicher Basis. Und er ist in der Lage, jene Idee einer umfassenden „Euphonie“ musikalisch umzusetzen, die das Spektrum des Wohlklingenden weit von der klassischen Konsonanz



Szenenbild aus dem letzten Akt von Vladimir Tarnopolskis Oper „Wenn die Zeit über die Ufer tritt“.

FOTO: JOHANNES SEYERLEIN

tionierenden Ganzen zu stellen — geht es doch darum, durchaus Hauptsache zu sein, dies aber in Übereinstimmung mit unverrückbaren Konditionen. Was um so mehr zu goutieren ist anhand der Tatsache, daß der Komponist erst in der letzten Probenphase mit der Komposition des dritten Akts fertig wurde.

Kein Wunder hingegen, daß das Timing dieses Akts nicht ganz stimmig schien. Tarnopolskis Musik ist durchaus soghaft, spricht zum Hörer fast ebenso bewußt wie sie ihn unbewußt mitzureißen vermag. Er hat betont, daß es ihm in den drei Akten gar nicht so sehr auf das zeitlich Sukzessive ankommt, sondern vielmehr auf das Nebeneinander verschiedener Handlungs- und Empfin-

Wieviel stärker vermögen doch einige wenige eindeutige Wirkungen zu sein. Was bleibt, ist nicht nur eine Frage des Kalküls.

Wie die Zeit vergeht ... Zweitausend Jahre — ein Nichts.